

Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 11 Verlag der „Nordwestdeutschen Zeitung“, Bremerhaven-Wesermünde November 1936

Mitteilungsblatt der „Männer vom Morgenstern“

Heimatbund an Elb- und Wesermündung, e. V.

Das Bronzebeil von Minstedt

Vorgeschichtliches Kunstgewerbe (I)

Bei den gewaltigen, durch Arbeitsdienst und Reichsautofraßenbau bedingten Erdbewegungen sind in ungewohntem Maße vorgeschichtliche Funde gemacht worden. Wir hören dauernd in den Zeitungen davon, aber wir sehen sie meist nicht — der Weg ins Museum ist ja leider so weit und ungewohnt. So kommt dies Heimatblatt als ein Bildmuseum zu uns und zeigt heute ein Prachtstück vorgeschichtlichen Kunstgewerbes, das Bronzebeil von Minstedt. Ueber

Es ist aus Bronze (ein Teil Zinn auf neun Teile Kupfer) in fester Form gegossen, dann gesäubert worden und hat als Moorfund zwar nicht ganz die ursprünglich goldleuchtende Farbe behalten, ist aber doch frei von grünem oder braunem Edelrost geblieben. Bei einer Länge von 17,7 Zentimeter und 2,2 Zentimeter größter Dicke ist es am Rücken 1,8 Zentimeter breit und hat an der Schneide eine größte Breite von 4,5 Zentimeter. In der entwicklungsgeschichtlichen

Bronzezeit nach Montelius, d. h. rund 1550 bis 1300 v. Chr. — um eine Vergleichszahl zu geben: das Beil ist Zeitgenosse von Trojas Blüte und liegt mehr als ein Jahrhundert vor dem Trojanischen Krieg. Wenn auch die Metallbestandteile Kupfer und Zinn zu uns auf uralten Handelswegen eingeführt werden mußten, so ist doch die Arbeit, auf die wir stolz sein können, bodenständig. Rings um die Absatzverdickung sind Punktreihen, auf beiden Schmal-

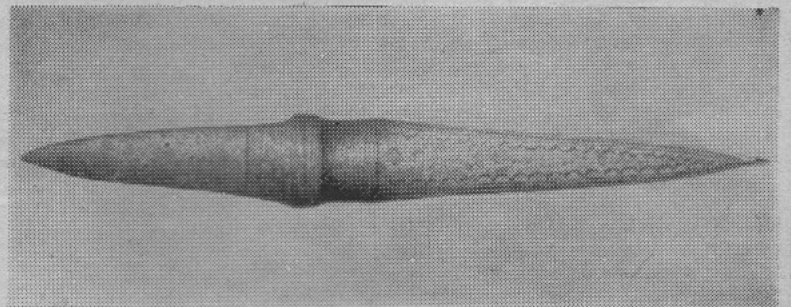
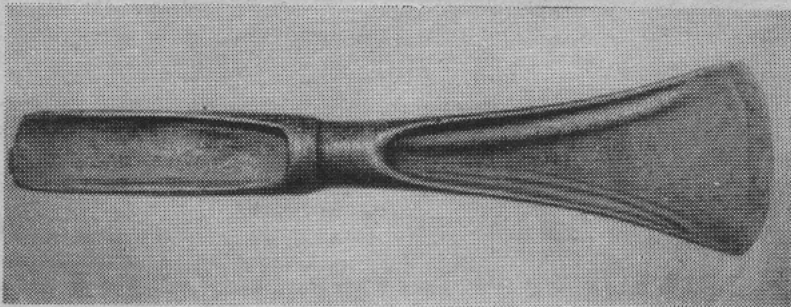


Fig. Bachmann-Bremervörde, Aufn. (2) Franz Kohn.

den Fund selbst berichtet die schöne Arbeit des zu früh verstorbenen Erich Schubert, „Zur Geschichte der Moore, Marschen und Wälder Nordwestdeutschlands II: Das Gebiet an der Döse und Niederelbe“ (= Mittlgn. d. Prov.-Stelle f. Naturdenkmalpflege, Heft 4, Hannover 1933), die Pollenuntersuchung, Urgeschichte, Bodenkunde und Pflanzengemeinschaft trefflich verbindet. Dort ist auch eine mäßige Abbildung gegeben. Das Beil ist bei Minstedt im Moorgebiet der Oberoese (oberhalb Bremervörde) um 1900 gefunden in etwa 1,50 Meter Tiefe, 30 Zentimeter über dem Sand in einer Schicht schwarzen Torfs, die mit Holzresten durchsetzt war.

Reihe, die vom flachen, dem Steinbeil nachgebildeten ersten Metallbeil über das Rand- und Stegbeil Absatz- und Lappenbeil zum Tüllenbeil führt, steht es als Absatzbeil ungefähr in der Mitte. Diese Entwicklung erklärt sich aus der Schäftung. Während in das Tüllenbeil der Schaft hineingesteckt wurde, ist das Absatzbeil noch umgekehrt in den aufgespaltenen, winklig abzweigenden Schaftast oder das gebogene Schaftende hineingekeilt und dann mit Bast oder Sehnen umwickelt worden. Bei solcher Befestigungsart haben die hochstehenden Ränder ein Wackeln, der Absatz ein Einrutschen des Beiles in den Schaft beim Hieb geschickt verhindert. Diese hochentwickelte Form gehört in die zweite Periode der

fantanten Punktklinien und Bogenreihen nach dem Gusse mit hartem Stempel eingepunzt, vertieft eingehauen worden. Mit seinem Schmuck und den Blutrillen übertrifft das Minstedter Beil das bei Meckelstedt (Kreis Lehe; im Prov.-Museum Hannover) gefundene beträchtlich; es steht dem im Schulbuch von Pinnow, Deutsche Geschichte (Leipzig 1926, 3, S. 7) abgebildeten Streitbeil aus Schonen (Südschweden) sehr nahe. Bei der Kostbarkeit des Werkstoffes und der Feinheit der Arbeit ist es sicher die Waffe eines mächtigen Mannes gewesen. In ihrer schnittig-schlanken Schöne ist sie zweckdienlich und bleibt in Form und Zier dem Auge höchst erfreulich.

Schr.

Die Familiennamen in unseren Hafenstädten

Allerlei Lehrreiches aus den Adreßbüchern von Bremerhaven und Wesermünde

Von Professor Dr. Edward Schröder, Göttingen.

VII.

In diesem Schlußkapitel will ich noch einmal zusammenfassend den Anteil der niederdeutschen Sprache an unsern Adreßbüchern behandeln: ihr Beharren wie ihr Verschwinden — und dazwischen das unsichere Zögern mit dem hochdeutschen Ersatz, der bei einem zusammengefügten Wort nicht selten nur einen der beiden Bestandteile getroffen hat. Es wird dabei einiges schon früher Gesagte wiederholt, anderes ergänzt werden müssen.

In der Zeit, als die Familiennamen sich herausbildeten und in Städten wie Bremen bereits festgeworden waren, also vor 1500, herrschte in unserer Gegend unbedingt die niederdeutsche Sprache, in der neben dem fassischen auch das friesische Element, von dem Lande Wursten her und von Oldenburg herüber, aber auch aus Westholstein, eine Rolle spielte und sich vielfach in der Orthographie, wie etwa in den Formen auf -jen, Geltung verschaffte. Im Laufe des 16. Jahrhunderts aber gingen einmal unter dem Einfluß der Reichstanzlei die Behörden der Territorialfürsten und ihnen folgend die der größeren Städte zum Gebrauch des Hochdeutschen über, und feste sich dies fast gleichzeitig infolge der Reformation auch in Kirche und Schule, in Bibel und Gesangbuch durch. Die allerersten plattdeutschen Bibeln und Gesangbücher sind um 1620 gedruckt worden, und nicht viel länger hat die Volkssprache hier und da auf der Kanzel Geltung behalten: der neuzeitliche Versuch, ihr diese wieder zu verschaffen, greift also um drei Jahrhunderte zurück, denn der gern gepriesene Pastor Jacobus (Johit) Sackmann in Limmer bei Hannover war doch mit seinen — wohl-gemerkt schon bewußt humoristisch gefärbten — Predigten schon zu seiner Zeit (er starb 1718) bereits eine starke Kuriosität, die ganz und gar nicht dazu beitragen konnte, der niederdeutschen Sprache Achtung und ihr wieder den Zugang zur Kirche zu verschaffen.

Auf die Gestaltung der Namensformen, insbesondere der Familiennamen (aber auch nicht selten der Vornamen), gewann die hochdeutsch eingestellte Geistlichkeit über Kirche und Schule hinaus Einfluß durch das Kirchenbuch, namentlich da, wo dies (was nicht immer geschah) gewissenhaft geführt wurde. Denn der Respekt vor Form und Schreibung der Namen, welchen den letzten Generationen das Grundbuch und das Standesamt eingeschärft haben, war der früheren Zeit und insbesondere dem 16. und 17. Jahrhundert durchaus fremd. Der Pfarrer, und in den Städten der Kanzelschreiber, hielt es nicht nur für sein Recht, sondern geradezu für seine Pflicht, mit dem Eigennamen des vor ihm stehenden Volksgenossen genau so zu verfahren, wie mit seiner ganzen plattdeutschen Aussage, soweit er sie zur Niederschrift bringen mußte, d. h. ihn ins Hochdeutsche zu übertragen — so gut er das eben verstand: denn sprachkundige Philologen waren diese Herren eben nicht; es waren ihnen nur allenfalls die gröblichsten Unterschiede zwischen Hochdeutsch und Plattdeutsch klar, und sie konnten davon bei der Umschrift Gebrauch machen, soweit ihr Wortverständnis reichte: daß der Kock auf hochdeutsch Kock hieß, der Schipper ein Schiffer, der Schreiber ein Schreiber war, wußte jeder, und das nahm wohl auch der so Ungauteufte unbedenklich hin: so kommt es, daß Namen wie diese in der plattdeutschen Form unsern Adreßbüchern nahezu fremd geworden sind.

Wir haben hier gleich einige der Laute und Schreibungen berührt, in denen das Hochdeutsche vom Niederdeutschen auffällig und für jeden überlegenden Schreiber und Sprecher mit durchschnittlicher Regelmäßigkeit abweicht. Da ist, um nur das Wichtigste hervorzuheben, einmal der junge Ersatz der alten langen i durch ei: Schwein für Swin, u durch au: Haus für Hus, ü durch eu (Leute für Lüde) oder äu: Häuser für Hüser, und umgekehrt die Erhaltung der alten Doppellaute: ei auch für zusammengezogenes e (in Wein für Behn), au für o (in Baum für Bohm), äu für ö (in zämen für tömen).

Dann die durch die sogenannte Lautverschiebung betroffenen Konsonanten: ff resp. f für t im Inlaut und Auslaut: Fresser für Fretter, Gießer für Geter, groß für grot, z dafür im Inlaut: Zahn für Tan(t), und h im Inlaut: Schüke für Schütte; ff und f für p im Inlaut und Auslaut: Schäfer für Schaper, Schaf für Scap, pf dafür im Inlaut: Pianne für Panne; schließlich ch für k im Inlaut und Auslaut: Knoche für Knoke, Kock für Kock.

Alle diese Erscheinungen und manche andere, besonders im Vokalismus, bezeugen uns auch in den Familiennamen — aber freilich die wenigsten mit Konsequenz durchgeführt. Ich führe etwa noch an das Nebeneinander von Ansjorge und Ohnesorge: die Bedeutung braucht ich kaum hinzuzufügen „Sorgenfrei“; man darf es aber nicht ohne weiteres gleichsetzen mit Klein-sorge: dies kann vielmehr bedeuten (und hat wohl von Haus aus bedeutet) den, der sich um Kleinigkeiten Sorge macht.

Die auffälligste Unterlassung betrifft die Anlautgruppen Sl-, Sm-, Sn-, Sw-: nur ganz vereinzelt finden wir in unsern Adreßbüchern Formen resp. Schreibungen wie Slink, Smid, Snell, Swart; sie sind fast durchweg durch Schlink, Schmidt, Schnell, Schwarz ersetzt; während bei Schwarz aber auch die Lautverschiebung sich durchgesetzt hat, ist sie bei dem echt niederdeutschen Schlüter unterblieben.

Im übrigen stoßen wir auch sonst überall auf eine Inkonsistenz, die auf den ersten Blick Kopfschütteln erregen mag. Neben dem ganz vereinzelten Swart, das, wie es scheint, immer oft-friesischen Zuwanderern gehört, haben wir das Nebeneinander von Weiß und Witte, das ebenso wenig auf Bezug aus der Fremde hinweist wie Groh (Große) neben Groth (Grote). Noch auffälliger ist die Zurückdrängung von Lütjen) durch Klein (Kleine); freilich scheint das von Hannover ab südwärts weit verbreitete Kleinhaus hier ganz zu fehlen, während Lütjohann (und Lüttgebrunne) vereinzelt vorkommen. Das Nebeneinander von Schüke und Schütte, von Schäfer und Schaper, von Sauer und Suhr, Braun und Bruhn, Schreiber und Schriever, Timmermann und Zimmermann wurde schon früher gelegentlich gestreift. (Op-vermann hat auch südwärts kaum einen Op-fermann zur Seite.)

In allen diesen Fällen darf man also die Völlerung aus dem Süden schuldgeben: sie er-zweifelmäßig nicht allein dem Zufluß der Bevölkerung sich größtenteils doch wohl aus der Herkunft des Hauptteils der Einwohner vom Lande, wo die Verhochdeutschung sich trotz dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Lehrer eben nicht so vollkommen durchgesetzt hat, selbst da nicht, wo wie bei Groth, Witte, Schaper über die Bedeutung kein Zweifel aufkommen konnte.

In den Städten lag die Sache anders. Hier hatte das emporkommende Handwerk geradezu den Ehrgeiz, sich in der Schreibung der Namen nicht nur, sondern auch in der Wahl der Benennung zu modernisieren. Daß das von jeher so war, hab ich ja an dem Schröder resp. Schneider gezeigt, der an die Stelle des Räthers trat und sich dann hinterher gern Kleidermacher nannte, aber mit dieser Benennung zu spät für einen Familiennamen kam. Die Familie Klockaether (Bremerhaven) ist bei dieser plattdeutschen Benennung geblieben, weil sie dem Beruf längst fremd geworden war. Das völlige Fehlen von Runtormaker und Knochenhauer, was einmal höchst respektable Berufsbezeichnungen waren, der Schwund von Schomaker und die Zurückdrängung von Timmermann selbst in rein niederdeutscher Umgebung kamen schon zur Sprache. Neben dem Becker hat sich der Weißbäcker und der Kuchenbäcker gestellt, in Süddeutschland auch der Pfister und Semmler. Und hier mag das Paar Banko (rein niederdeutsch) und Pannkuchen (rein hochdeutsch) nachgetragen werden.

Die weite Verbreitung der Scherer (Bart-scherer) und der Bader bezeugen auch unsere Adreßbücher. Aber der Barbier(er) ist in sie nicht mehr eingedrungen: diese fremde Bezeichnung kam eben erst auf, als die Familiennamen schon abgeschlossen waren; wahrscheinlich war der Hofbarbier Kaiser Friedrichs III. (1440—1493) der erste, der sie führte.

Wir haben schon früher, daß junge Institutionen wie die Universitäten und überhaupt der öffentliche Unterricht in den Namen unserer Einwohnerschaft wenig oder gar keine Spuren geschaffen und hinterlassen haben. Aber ganz spurlos sind sie doch nicht an dem Adreßbuch vorübergegangen. In die Matrikel unserer Universitäten wurden die Studenten nicht konsequent, aber doch in sehr großer Zahl mit lateinisch umgeformten resp. mit einem lateinischen Anhängsel versehenen Namen eingetragen, viele auch mit einer direkten Uebersetzung ins Latein oder gar ein griechisch gefärbtes Latein. Namen der ersten Art finden sich auch in unserer Gegend manche, z. B. in Bremen (in unseren Städten kommen sie naturgemäß seltener vor); ich führe als Beispiele an: Appellius, Bo-lenius, Cruius (Kruse), Prollius (Proll), Schottelius und das zahlreiche Geschlecht Moltenius (dessen Mitglieder sich untereinander Molte nennen). Von Uebersetzungen sind die meistverbreiteten die, die besonders häufigen Namen gelten, aus-heben, wie Sartorius (Schneider resp. Schröder), Prätorius (Schulze), dazu Fa-bricius (Schmidt); auch Faber ist ja lateinisch (französisch Lefebvre), was man leicht verkennt, während Textor (Weber) jedem auffallen muß. Während weitverbreitete Latinisierungen dieser Art für einen Familienzusammenhang nicht zu werten sind, ist dies recht wohl möglich bei Namen wie Thilenius, Delius und Thule-sius (= von Thülen), Treviranus, die entweder eigenwillige Umgestaltungen, z. T. gewollte Herkunftsberechnungen sind. Für die Beständigkeit der Bevölkerung im allgemeinen trotz allem Ab- und Zuwandern ist es bezeichnend, daß sich in der Universitätsstadt Marburg bis in die jüngste Zeit hinein eine ganze Anzahl solcher Namen erhalten hat, z. T. allerdings mit kuriosen Entstellungen: da gab es einen Eisenhändler Arcularius (Schreiner), einen Seifenfieber Markrande (aus Mafrander, griechisch = Langemann), einen Bierbrauer Miffomelius (aus Mesomylus, griechisch = Mittermüller), einen Rentier Majerus (an Maier angenähert, eigentlich griechisch Mageiros = Koch) und anderwärts einen Gastwirt Piskantor (für Piscator = Fischer).

Ich habe mich zuletzt von meinem Thema, den Adreßbüchern der Wesermündung, etwas entfernt, aber ich bin nach der Bedeutung von Fabricius und Prätorius so oft gefragt worden, daß ich nicht zweifle, meinen Lesern auch mit diesem Anhang einen Dienst zu erweisen.

Unter Natur- und Denkmalschutz. Einige alte große Buchen im Gutspark von Frelsdorfermühlen wurden unter Naturschutz gestellt. Desgleichen auch die am Wege nach dem Gute stehenden Bäume und eine einsame in einer Fichtenpflanzung stehende mächtige alte Buche, die weithin als Wahrzeichen in der Landschaft erkennbar ist, da sie am Rande des Holzes steht. Ferner wurde das auf dem Frelsdorfermühl Friedhof liegende Mausoleum unter Denkmalschutz gestellt, sowie die beiden daneben liegenden Grabplatten. In den Gräbern ruhen zwei Angehörige der Adelsfamilie von Schwane-wede, ein Conrad Friedrich von Schwane-wede (1727—1808) und in dem andern ein Carl Christoph von Schwane-wede mit seiner Ehefrau Sophie Antoinette, geb. von Werfabe. Auf der Inschrift stehen bei diesem letzteren Grabstein die Worte: „Er diente als Lieutenant im 3. Husaren-regiment der Königlich-deutschen Legion gegen die Waffen Napoleons in Portugal und Spanien.“

Lebendige Heimararbeit

Mitteilungen und Hinweise aus dem Arbeitsgebiet und seiner Umgebung

Die Geschäftsstelle des Heimatbundes ist nach Wefermünde-See, Timmermannallee 24, verlegt worden. Leider hat Herr Blanke sein Amt als Leiter der Geschäftsstelle und als Kassenvorstand niedergelegt. Die Kassenerführung übernimmt Fräulein Louise Meyer von der Kreissbauernschaft in enger Verbindung mit Herrn Eberhardt als Vorsitzender, und die Führung der Geschäfte Herr J. J. Cordes, Wefermünde-See, Timmermannallee 24. Herrn Blanke wurde für seine mühevollen und aufopfernde Arbeit im Dienste der Heimat der herzliche Dank des Bundes ausgesprochen. Als sachverständiger Berater wird er auch in Zukunft dem Vorstande zur Seite stehen, dem er natürlich auch weiterhin angehören wird.

Der Vlieg in der Bodmühle in Spedenbüttel hat zu einer ganzen Reihe von Anfragen — selbst von auswärts — Veranlassung gegeben. Wir können aber allen Besorgten die Versicherung geben, daß der Schaden durch Versicherung gedeckt ist, und daß das schöne Kulturdenkmal am Rande der Wurster Marsch in kurzer Zeit wieder vollständig hergestellt sein wird.

Der Heimatkalender für den Landkreis Wefermünde, der auf Anregung des NSWB. vom Landrat des Kreises Wefermünde herausgegeben wird, erscheint in diesen Tagen im Verlage von Spohnholz in Hannover. Wir bitten, dem Kalenderbüchlein, für das Hauptlehrer Schriefer in Dorum verantwortlich zeichnet, eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Der Vortrag von Geheimrat Professor Dr. Brandt aus Göttingen, der vom wissenschaftlichen Vorlesungsweisen in Bremerhaven in Verbindung mit unserem Heimatbunde stattfand, entsprach voll den großen Erwartungen, die man stets an die Vorträge dieses bedeutenden niederländischen Gelehrten zu stellen gewöhnt ist. Das Bild, das er von Justus Möser entwarf, zeigte seinen Zuhörern, wie schon vorausschauend dieser Osnabrücker Volksmann die Urwerte unseres Volkstums erkannte und in dem Bauerntum den Träger dieser Volksgüter sah.

Neue Vortragsveranstaltungen für den nächsten Winter im Gebiet der Unterweferstädte — in Verbindung mit dem Ausschuss für Kunst und Wissenschaft in Wefermünde und mit der NS-Kulturgemeinde — sind für den Februar in Aussicht genommen. Als Redner kommen dieses Mal Dr. Linde, Dr. Beßler, Dr. Grohne und Dr. Grabenhorst in Frage. Die genauen Termine, sowie die Themen der Vorträge werden an dieser Stelle

noch bekanntgegeben werden. Die Vorträge werden wieder, wie im vergangenen Jahre, zur Hälfte in See und zur Hälfte in Oestemünde stattfinden.

Ostfriesische Sippenforschung. In Emden wurde eine „Zentralstelle für ostfriesische Sippenforschung“ gebildet, die es sich zur Aufgabe macht, eine Kartei über die ostfriesischen Familien anzulegen. Nicht nur die Kirchenbücher, sondern auch die Zeitungsbände, die von 1765 bis 1800 lückenlos vorliegen, die Stadtarchive und das Staatsarchiv werden zur Verfügung herangezogen werden. Ferner auch alle Urkunden, die über Besitzwerbungen und Besitzveränderungen Angaben enthalten. Gestützt auf die Kreisleitung Emden und getragen von der ostfriesischen Landschaft und der Landesbauernschaft Hannover wird sich die Zentralstelle auch den bauerlichen Sippen und der Erforschung der Geschichte der Einzelhöfe widmen.

Der erste „Heimatbrief“ der Forschungsstelle „Niedersachsen im Ausland“ ist nunmehr endlich hinausgegangen. Er trägt am Kopf einen Gruß von der alten Heimat. An Aufsätzen enthält er zunächst Artikel allgemeiner Art. „Die Weltwanderung der Ostfriesen“, „Niedersachsens ältester Erbhof“, „Niedersachsen auf Hawaii“. Dann folgen Beiträge, die Deutschland im Aufbau zeigen und den Brüdern dort draußen ein Bild von den Zuständen im Reich selbst geben. Zum Schluß werden dann Berichte aus unserer engen Heimat geboten. Wesentliches Interesse wird bei uns und draußen die Familienfuchse bieten, die es sich zur Aufgabe macht, Bekannte und Verwandte, die lange nichts mehr voneinander gehört haben, wieder in Verbindung zu bringen.

Der Bericht einer Beobachtungsfahrt der Wilhelmshavener, Oldenburger und Bremer Vereine für Heimat- und Vogelschutz nach dem Mellum-Eiland enthält über die Entwicklung des Seevogellebens einige recht interessante Mitteilungen. Besonders, weil zum ersten Male ein Bild dieser Verhältnisse gegeben wird, seitdem nun die auf der Insel brütenden Vögel zwei Sommer hindurch um ihr Dasein ohne den ordnenden Schutz durch einen Vogelschutz leben mußten. Festgestellt wurde, daß die Silbermöwen auf der ganzen Linie in der Mehrzahl sind. Obgleich ihr Ueberhandnehmen durchaus nicht zu begrüßen ist, konnte doch mit Genugtuung beobachtet werden, daß sich die Brandseeschwalbe inmitten des Heeres der Silber-

möwen recht gut behauptet hat. Im ganzen wurden etwa 500 Brutpaare gezählt. Gut zu wehren scheinen sich auch die Unterfrieser und die Rotfischente. Dagegen sind zweifellos die Flußseeschwalben zurückgegangen, und zwar unter den Räubereien der Silbermöwen und — der Inselbesucher, die unerlaubterweise Vogeleier sammeln. Von der prachtvollen Brandente konnte leider nur ein Brutneft festgestellt werden.

Professor Dr. Reinecke in Lüneburg wurde 70 Jahre alt. Er hat als Stadtarchivar die wertvollen urkundlichen und archivalischen Schätze des Lüneburger Rathauses gesammelt, gesichtet und ausgewertet. In zahlreichen Aufsätzen, Vorträgen und besonders auch durch den von ihm geleiteten Museumsverein hat er die Ergebnisse seiner Forschungen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Aus seinen geschichtlichen Veröffentlichungen müssen besonders sein „Lüneburger Rathausbuch“ und „Die Geschichte der Stadt Lüneburg“ hervorgehoben werden. Nicht weniger bedeutungsvoll ist auch sein Verdienst um die Ratshucherei. Aus all diesen Gründen find ihm seiner Zeit bei seinem Ausscheiden aus dem Dienst allseitig große Ehrungen zuteil geworden.

Stützpunkte der Forschungsstelle sollen in Ostfriesland, Oldenburg und an der Unterwefer errichtet werden. Der „Morgenstern“ hat sich nach wie vor gern zur Mitarbeit im Rahmen seines Arbeitsbereiches mit seiner Organisation und seinen Verbindungen nach Uebersee zur Verfügung gestellt. Die Hauptleitung verbleibt in Bremen; aber von den Stützpunkten soll in enger Verbindung mit dem NSWB. der Gedanke des Zusammenschlusses mit den Auslandsbrüdern in die Masse des Volkes getragen werden. Gerade Ostfriesland und die Unterwefer sind in den deutschen Gauen die Gebiete gewesen, die bei weitem den höchsten Prozentatz der Auswanderer gestellt haben.

100 Jahre Denkmalschutz im Bezirk Stade. Im Jahre 1836 erließ die damalige Landdrostei Stade ein Verbot, in den sogenannten „Hünenbetten“ nach Steinen zu suchen und die Grabstätten aufzuwühlen. Es war für die damalige Zeit eine hoch anzuerkennende Tat. Ungezählte Hünengräber waren schon vernichtet, die Steine gesprengt und zum Straßen- und Häuserbau verwandt worden. Ja, sogar nach Holland wurde gegen Ausgang des 18. Jahrhunderts ein schwunghafter Handel mit Steinen aus Gräbern der niederdeutschen Ebene getrieben.

Wie kommen wir zu Jahreszahlen für die Epochen unserer Vorzeit?

Diese Frage müßte jeder stellen, der irgendwo liest oder hört: „In der jüngeren Steinzeit, im 2. Jahrtausend v. Chr.“ oder: „aus der Bronzezeit, 3000 Jahre alt.“ Sie sei in ihren Grundzügen hier einmal kurz beantwortet, weil ein Fund aus dem östlichen Kreis Wefermünde neuerdings in seiner Bedeutung hierfür erkannt und wissenschaftlich ausgewertet worden ist. (Abb. 1.)

In der Zeitschrift „Germania“ 20 (1936) S. 166 ff. wird der abgebildete Fund, der sich seit 1875 im Besitz des Landesmuseums Hannover befindet, von Direktor Dr. Sprockhoff, Frankfurt am Main, zum Gegenstand einer kurzen Abhandlung gemacht und in das rechte Licht gerückt. Ein Beschilderung aus Niederdeutsch ist die Waffe Abb. 1.1; ein bronzenener Dolch mit weidenblattförmiger Klinge; die Ränder des Klingensüßerganges und des Griffes sind aufgefaltet, um den Griffbelag aus Holz oder Horn (der vergangen ist) festlich festzuhalten; durch die beiden Löcher gingen die Riemen, mit denen dieser Griffbelag überhaupt befestigt war. Zusammen mit diesem Dolch, wie die Fundangabe des damaligen Bürgermeister von Wehdel, der den Fund nach Hannover schenkte, besagt, wurden die

kleinen Bronzegeräte Abb. 1.2, 3 u. 4 gefunden: eine Nippzange, ein kleiner „Körner“ (Punzstab) und eine Pfeilspitze. Es war die Ausrüstung an Bronzegerät, die ein Mann mit ins Grab bekommen hat.

Solche Grabausrüstungen gibt es eine ganze Anzahl aus Niedersachsen und dem benachbarten nordischen Gebiet, und auch an Dolchen fehlt es darunter nicht; die sind jedoch alle von unter sich ähnlicher, von unserem Wehdel aber gänzlich abweichender Form, so daß wir ihn als einen Fremdling im Norden erkennen. Einen Fremdling aus Italien, denn dort, und in den Ostalpen- und Donauländern finden wir seinesgleichen. Beschiera ist ein Pfahlbau, eine bronzezeitliche Wohnstätte am Gardasee; er hat für die Wissenschaft unserer Dolchform — übrigens auch der ältesten sicherheitsnadelartigen Gewandnadel — den Namen gegeben.

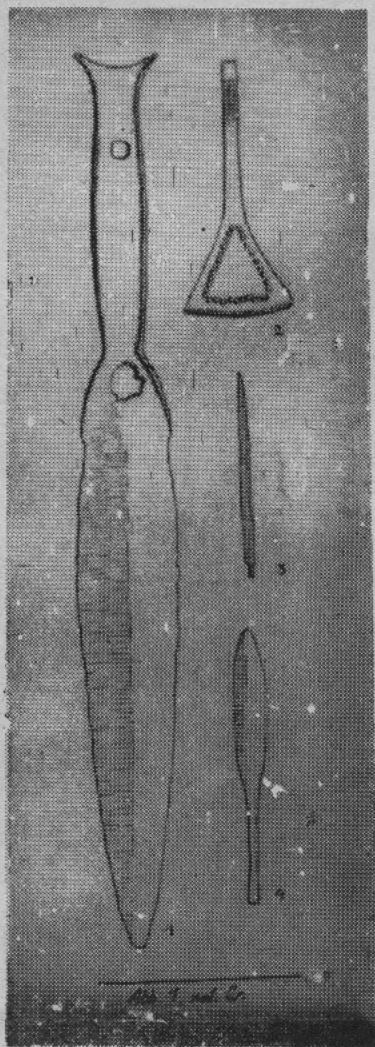
Jahreszahlen für eine Vorzeitperioche im Norden können nur durch die Beziehung auf ein Land gewonnen werden, wo uns für Ereignisse, Personen und Kulturstadien Jahreszahlen schriftlich überliefert sind: Ägypten. Dort geht die Geschichtstabelle bis 3315 v. Chr. (König Menes, Beginn der 1. Dynastie) hinauf, und wenn es

uns gelingt, eine nordeuropäische Kulturersehung mit Sicherheit auf die gleiche Zeitstufe mit einer ägyptischen zu stellen, dann besitzen wir die Jahreszahl auch für den Norden.

Solche Beziehungen können wir herstellen, eben durch Funde wie unseren Wehdel (Abb. 1), Stücke, die der Fernhandel in die Fremde brachte, verbinden Ägypten mit Nordeuropa (mit den Etappen Italien—Griechenland—Kreta), und es ist klar, daß ein ägyptisches Einfuhrstück im Norden dort seine Umgebung auf die Zeitstufe seiner ägyptischen Ebenbilder, ein nordeuropäisches Einfuhrstück in Ägypten seine Entsprechungen in der nordischen Heimat auf die Zeitstufe seiner neuen ägyptischen Umgebung stellt.

Als wichtigste Funde sind da zu nennen: Ein Bronzeschwert nordeuropäischer Form, zu dem in Mittel- und Norddeutschland und in Skandinavien zahlreiche Entsprechungen gefunden wurden, trägt das Monogramm des Pharaos Sethos II., der 1214 bis 1210 v. Chr. regiert hat. Es ist in Ägypten ausgegraben, und es mag im Altertum dort getragen und geschätzt worden sein, wie im vorigen Jahrhundert eine englische Flinte von einem deutschen Fürsten, oder im hohen Mittelalter orientalische

(Damaszener!) Schwertklingen von abendländischen Rittern. An der nordeuropäischen Form und Herkunft dieses Sethos-Schwerts ist kein Zweifel, und so steht es also fest, daß diese Schwerter in Nordeuropa um 1210 v. Chr. herum in Gebrauch waren. Da bei uns diese Schwerter aber in den Gräbern meist noch mit anderen



Waffen und Geräten — bronzenen Streitäxten, Lanzenspitzen, Gewandnadeln, Schmuckringen — zusammenlagen, ist auch die Welt dieser Begleitformen auf den gleichen Zeitraum festgelegt.

Alsdann ein Beschilderung. Ein solcher, dem Wehdeler und den italischen entsprechend, ist in Knossos auf Kreta — in den Ruinen eines vorgeschichtlichen Königspalastes — in einem Raum gefunden worden, der durch eine bestimmte Gefäßform, sogenannte Bügelkannen, in seiner Zeit von Ägypten her festliegt. Eben solche Bügelkannen sind nämlich in Ägypten in Pyramidenbauhöhlen und in Königsgräbern gefunden, die in die Zeit der 18. und 19. Dynastie, das 14. und 13. Jht. v. Chr., hauptsächlich in die Zeit gegen 1200 v. Chr., gehören.

So ist auch das Wehdeler Männergrab gegen 1200 v. Chr. angelegt, und in diese Zeit gehören die Kleinbronzen, die außer dem Dolch noch in dem Grab lagen, und damit die Dinge, die wir in anderen Gräbern wieder mit diesen letzteren zusammenfinden: ein ganzes Kulturbild, das die Erzeugnisse der mittleren Bronzezeit entwerfen.

Solche Funde sind natürlich selten; keine fünf sind es, die in noch ältere Zeit hinaufführen, während sie sich in späteren Zeiten häufen (am deutlichsten dann römische Münzen im freien Germanien!). Den ältesten Anhaltspunkt dieser Art geben uns die Erscheinungen der sogenannten Glockenbecherkultur, die am Ende der jüngeren Steinzeit im gesamten West- und Südeuropa auftritt und dort auf Troja zu beziehen ist, in die Zeit um 2000 v. Chr. Bei uns stehen die geschweiften Becher der Einzelgrabkultur aus Hügelgräbern den „Glockenbechern“ in Form und Verzierung nahe und also zeitlich etwa gleich.

Die Schlüsse aus den oben aufgeführten wichtigen — ihre außergewöhnliche Wichtigkeit wird auch jeder Fernerstehende zugeben — Funden stehen und fallen mit der Beobachtung der Umstände, unter denen sie gefunden sind: Nur, wenn die Wehdeler Stücke zusammen, in einem Grab gefunden sind, sind sie gleichzeitig niedergelegt. Ein von unfundiger Hand aufgelesenes Einzelstück sagt uns für die Fragen der Zeitbestimmung nichts.

Deshalb, um so beobachten zu können, will der Fachmann selbst die Funde bergen und erwartet von jedem Anderen, daß er genau beobachtet und getreu berichtet, was und wie er findet.

Lincke.

Umfassendes Werk über das deutsche Bauernhaus

Vom 3. bis 6. Oktober weilten in Dresden Mitglieder des Reichsbundes für Denkmalspflege und Heimatschutz aus allen Teilen des Reiches, um alle mit der Pflege und Betreuung unserer landschaftlichen und kulturellen Schönheiten zusammenhängenden Fragen zu erörtern. Durch die ganze Tagung zog sich der Gedanke, daß Heimatpflege aus dem Volke und seinen Gemütswerten heraus selbst erwachsen müsse. Zahlreiche führende Männer von Partei und Staat, sowie hervorragende Wissenschaftler kamen im Laufe der verschiedenen Veranstaltungen zu Wort und vermittelten den Tagungsteilnehmern ein Bild vom Vollen des nationalsozialistischen Staates auf dem Gebiete der Pflege unserer Natur- und Kulturgüter und vom Stande der Erhaltungs- und Forschungsarbeiten. Große Freude löste es aus, daß der Führer an die Tagungsteilnehmer ein Grußtelegramm richtete. Vom Standpunkt der bauerlichen Bau- und Siedlungskultur aus gesehen war ein Lichtbildervortrag von Professor Gustav Wolf, Berlin, über „Das Buch vom deutschen Bauernhof“ von größtem Interesse. Denkmalspflege und Heimatschutz kommen, so führte Professor Wolf aus, aus dem Bewußtsein von Herkunft und Wert unseres Volkstums. Das gilt auch für die volkstümliche Bauweise, die wiederum im deutschen Bauernhaus am besten verförpelt ist. Die deutsche Denkmalspflege ist rund 50 Jahre älter als die deutsche Bauernhausforschung. Lange Zeit hat sie sich daher nur mit Kirchen, Schlössern, Rathäusern usw. beschäftigt bis sich schließlich angefangen der jahrtausende alten bauerlichen Geschichte unseres Volkes die Ueberzeugung Bahn brach, daß vor allem das deutsche Bauernhaus und seine Entwicklung wert sind, Gegenstand ernster Forschung zu sein. Die Deutsche Gesellschaft für

Bauwesen hat sich deshalb die Aufgabe gestellt, ein neues umfassendes Werk über die deutsche Bauernhausforschung herauszugeben. Das neue Werk kann natürlich nur aufgebaut werden mit Hilfe vieler Mitarbeiter, die in allen Teilen des Reiches Bestandsaufnahmen von Bauernhäusern anzufertigen haben. Dabei soll aber nicht nur das Bauernhaus an sich, sondern die ganze Umgebung, in der es steht, aufgezeichnet werden. Insgesamt sollen über 90 deutsche Landschaften, die in dem 1906 erschienenen Werk überhaupt nicht erwähnt waren, wissenschaftlich durchgeprüft werden. Das beste Denkmal ist — wie Professor Wolf betonte — nicht das zum Museumsstück herabgesunkene, sondern das heute noch genau so wie vor hundert und tausenden von Jahren vom wahren lebendigen Leben durchpulste. In diesem Sinne kann man das deutsche Bauernhaus als das wertvollste Objekt der Denkmalspflege bezeichnen. Wenn sich diese Ueberzeugung überall Bahn bricht, so braucht der Bauernhof nicht von der Staatlichen Denkmalspflege beschützt zu werden, weil dann nämlich Bauern und Landbaumeister ihn selbst aufs beste betreuen würden. Dann würden die deutschen Bauernhöfe das sein, was sie sein müßten, nämlich Spiegel unverfälschten deutschen Volkstums.

Von einem Pfarrer zu Stotel

Wir wissen nicht, ob der Pfarrer Martin Ryde, der zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Stotel (Kreis Wefermünde) amtierte, derart mit rednerischen Fähigkeiten begabt war,

daß er seine Kirche mit Gläubigen zu füllen vermochte. Wir dürfen es aber wohl mit Zug und Recht bezweifeln, wenn wir nicht die damaligen Mitglieder der Kirchengemeinde Stotel als unempänglich für religiöse Belehrungen und ihren Hirten als einen hitzigen Eiferer bezeichnen wollen, der mit unverföhnlicher Donnerstimme seine Schäfchen aus dem Gotteshaufe hinausgraulte und die Hunde hereinlockte. Herr Martin Ryde hatte ein eigenes und wirksames Rezept, den Unzulänglichkeiten abzuwehren, ein volles Haus zu bekommen und seinen Gottesdienst ersprießlich zu gestalten. Er stellte seinem Küster, der einem kräftigen Trunke gewiß nicht abgeneigt war, stets eine Kanne Bier in der Kirche kühl, damit der sich während der Feier daran erquicken könne und kein Verlangen bekäme, das Gotteshaus mit dem Wirtshaus zu vertauschen. Gleichzeitig auch sollte der frische Trank den Küster zu dem schweren Amte stärken und ermutigen, das er mit dem zweiten Teile des pfarrherrlichen Erbauungsrezeptes zu versehen hatte: nämlich mit einer von dem Geistlichen zur Verfüugung gestellten Peitsche, mit der der Küster die Hunde aus der Kirche hinaus und die „Gottvergesser“ in die Kirche hineinjagen mußte. Dieses Rezept hat der Pfarrer Martin Ryde mit eigener Hand aufgezeichnet und so der Nachwelt als Beweis seines guten Willens hinterlassen. Es lautet wörtlich:

„Dem Küster gheve id eine kanne beerß in de Rarken, dat em nicht ut der Rarken verlange, und eine Swepen, dar he de Hunde mede uth der Rarken jaghe, und de Gotvergheters buten der Rarken dar mede injage.“

Ueber den Erfolg seiner Methode hat Herr Ryde nichts Schriftliches hinterlassen.

Böhme.

Mittelalterliche Funde

Zufällige, aber wertvolle Grabungsergebnisse

Auf dem Gelände der ehemaligen Kapelle St. Jooß (in der Nähe von Obisheim) wurden auch in diesem Jahre beim Torfstich Gefäßscherben und Figuren gefunden, die eine wertvolle Ergänzung zu den im Jahrbuch 26 der Männer vom Morgenstern beschriebenen und abgebildeten Gegenständen bilden. Ganz besonders wichtig ist eine 15 Zentimeter hohe Figur aus grün-braun glasiertem Ton, die einen barhäuptigen Mönch darstellt. In seinem rechten Arm hält er einen unbescheidenen Menschen, von dem leider der Kopf fehlt. Mit der linken Hand zieht der Mönch sein langes faltiges Gewand über den Menschen. Die Kapuze der Mönchskutte ist unverhältnismäßig groß und steht fünf Zentimeter weit hinteraus. Das Gesicht des Mönches zeigt ein gütiges, freundliches Lächeln. Höchstwahrscheinlich haben wir es mit einer Darstellung des heiligen Jooß (Johann oder Jodokus) zu tun. Er war der Patron der Kranken und Siechenhäuser. (Vgl. Jahrbuch 26, S. 35.) Die Figur soll also zeigen, wie der Heilige einen hilflosen Kranken voll Mitleid in seine Arme schließt. Die Figur hat wissenschaftlichen Wert, weil in der ganzen Jooßliteratur eine solche Darstellung unbekannt ist. Zum anderen dürfte die auf Seite 52 des Jahrbuches ausgesprochene Vermutung, daß die Häuser bei der Kapelle Siechenhäuser gewesen seien, durch diesen Fund eine erneute Stütze erfahren. Es bleibt noch die ungewöhnlich große Kapuze zu erklären. Es handelt sich um eine Zweckgestaltung. Die Figur ist nämlich wahrscheinlich eine Lampe gewesen; sie ist inwendig hohl und wurde voll Del gegossen. In die ausgußförmige Kapuze wurde der Docht gelegt, wie bei einem Trankfrüßel.

Von den Torfgräbern wurden dann noch zwei Christuskindfiguren, die genau der a. a. D. Seite 55, Figur Nr. 1, abgebildeten gleichen, gefunden. Drei Finger der rechten Hand sind bis zur Brusthöhe erhoben; die linke hält einen Apfel, eine Haltung, die wohl Sündenfall und Erlösung darstellen soll. Man muß diese unglasierten, rotbraun gebrannten Figuren schablonenmäßig angefertigt haben. Wahrscheinlich hat man sie an die Besucher der Kapelle als Andenken verkauft.

Klenck.